

Zeitschrift:	Das Rote Kreuz : officielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes
Herausgeber:	Schweizerischer Centralverein vom Roten Kreuz
Band:	52 (1944)
Heft:	15
Artikel:	Im Truppenkrankenzimmer [Fortsetzung]
Autor:	Hard, Henri
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-972860

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

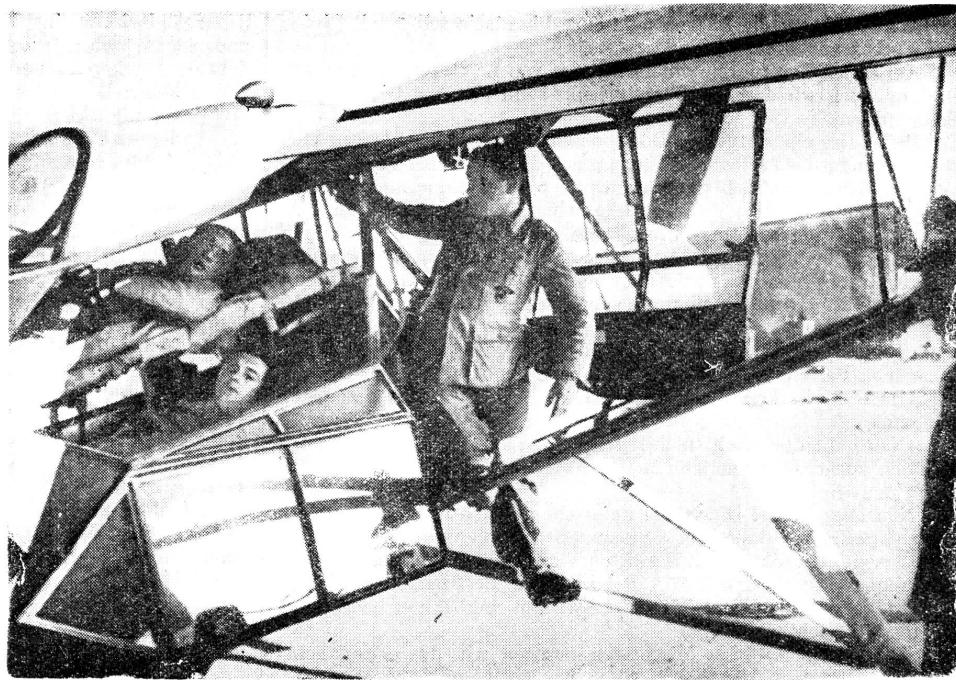
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bild 39. — Tableau 39. «Fieseler-Storch» als Sanitätsflugzeug. Neben den immer schwerer, immer schneller, immer stärker bewaffneten Flugzeugtypen nimmt sich die Verwendung des «Fieseler-Storch» geradezu sonderbar aus. Und doch hat er als Erkundungsflugzeug wichtige Aufgaben zu erfüllen. Nun wird dieses Kleinflugzeug mit den fast unbegrenzten Landungsmöglichkeiten — der «Fieseler-Storch» vermag auf breiten Strassen und Plätzen und auf jeder Wiese zu starten und zu landen — als Sanitäts-Transportflugzeug eingesetzt, was ermöglicht, Schwerverletzten auf raschestem Wege ärztliche Hilfe angedeihen zu lassen. (ATP-Bilderdienst.)

«Fieseler-Storch» avion sanitaire. A côté des différents types d'avion, toujours plus vite, armés toujours plus lourdement, plus puissamment, l'emploi du Fieseler-Storch paraît plutôt singulier. Et, cependant, il rend de précieux services comme avion de reconnaissance. On emploie actuellement cet avion miniature aux possibilités d'atterrisse presqu'illimitées comme avion de transport sanitaire. Pouvant atterrir sur n'importe quelle route ou place un peu large, démarre ou atterrir dans n'importe quel pré, le Fieseler-Storch est le moyen de transport rêvé pour le transport rapide des grands blessés.



ausländischen Sanitätszügen Gesagte sinngemäss auch für unsere Verhältnisse.

Wie Versuche gezeigt haben, können auch die Schnelltriebwagen der Schweizerischen Bundesbahnen nach Entfernung der Bänke und Gepäcknetze leicht für Verwundetentransport hergerichtet werden; dagegen müssen die Bahnen durch die Fenster eingeschoben werden, weil die Türöffnungen zu schmal sind. Die Fahrgeschwindigkeit kann 60 und mehr Stundenkilometer betragen. Im Rahmen der 11. Session der internationalen Standardisierungskommission 1936 hat Oberst Thomann, a. Armeapotheke, über dieses Thema referiert; das Referat wurde vom Internationalen Komitee vom Roten Kreuz publiziert.

Sanitäts-Transportflugzeuge stehen bei der Schweizerischen Armee nicht im Gebrauch, doch ist es selbstverständlich, dass im Bedarfsfall die schweizerischen Verkehrsflugzeuge zum Zweck des Verwundetentransports verwendet werden könnten.

Zusammenfassend können wir feststellen: Obschon eine ganze Anzahl Normierungsvorschriften für das Sanitätsmaterial bestehen, die von der internationalen Standardisierungskommission ausgearbeitet wurden, haben unsere Bilder über Verwundetentransportmittel gezeigt, dass die Kriegführenden noch weit davon entfernt sind, diese Standardmodelle in ihren Armeen durchgehend zu verwenden. So sieht man die früher übliche Ganzbahre mindestens ebenso häufig wie die nach internationalen Vorschriften allein zulässige Halbbahre. Auch die Standardisierung der Sanitätsautomobile und der Flugzeuge in der Weise, dass sie sich zur Aufnahme der Standard-Feldbahre

eignen, lässt noch viel zu wünschen übrig. Sowohl an gewissen besonders exponierten Frontabschnitten wie im bombardierten Hinterland werden improvisierte Transportmittel aller Art immer eine grosse Rolle spielen und in Notfällen gute Dienste leisten können. Das Sanitätspersonal sollte jedenfalls so instruiert werden, dass es auch auf dem Gebiet der Improvisation auf der Höhe seiner Aufgabe steht und bleibt. Daneben muss selbstverständlich der moderne Ausbau der Verwundetentransportmittel nach internationalen Normen weiter gepflegt werden.

Auf Grund unserer Bilderserie können wir immerhin anerkennend konstatieren, dass die Arbeiten der internationalen Standardisierungskommission nicht unbeachtet blieben und dass zum mindesten ein Teil des heute gebräuchlichen Sanitätsmaterials jenen Vorschriften entspricht. Dies wirkt sich in doppelter Weise günstig aus:

1. Weil die internationalen Vorschriften auf grossmögliche schone Behandlung der Verwundeten hinzielen und für Sicherheit, und schnellste Beförderung der Verwundeten besorgt sind;
2. weil im heutigen Bewegungskrieg z. B. bei Invasionsversuchen oder bei Einkesselungen leicht der Fall eintreten kann, dass Sanitätsformationen abgeschnitten werden und zur Zusammenarbeit mit der gegnerischen Sanität gezwungen sind, wobei das Vorhandensein international standardisierten Materials dieser Zusammenarbeit zum Wohle der beiderseitigen Verwundeten in hohem Masse förderlich ist.

Es ist also zu wünschen, dass die Bestrebungen der internationalen Standardisierungskommission von allen Nationen weiterhin im Interesse der Verwundeten nach Kräften unterstützt werden.

Abschliessend danke ich der Redaktion der Zeitung «Das Rote Kreuz» für die Besorgung der Bilder und meinen Mitarbeitern für die wertvolle Unterstützung.

A nos lecteurs de langue romande!

La traduction française de l'article «Moyens de transport de blessés pendant la guerre actuelle» sera publiée dans le numéro prochain.

Nous prions nos lecteurs de langue romande de bien vouloir conserver le no 15 à cause des images, car il nous sera impossible de les reproduire avec l'article en français.

La Rédaction.

Im Truppenkrankenzimmer von Henri Hard (10. Fortsetzung)

Und Röthlisberger fuhr fort:

«Leider reicht mir heute die Zeit nicht, euch vom Ritt über die Kordilleren so ausführlich zu erzählen, wie ich dies gern tun möchte. Ich werde euch nur kurz — gleich Lichtbildern — einzelne Erlebnisse



Bild 40. — Tableau 40. Deutsches Grossraumflugzeug «Gigant» der Messerschmittwerke als Verwundetenflugzeug. L'avion géant «Gigant» des usines Messerschmitt comme avion de transport pour blessés. (ATP-Bilderdienst.)

vor Augen führen; die Lücken mag eure Phantasie selbst mit Linien und Farben ausfüllen.

Am ersten Tag fuhren wir im Autocar von La Paz nach Pucarani. Dort mieteten wir drei Maultiere, die uns samt unserem Gepäck nach Peñas trugen.

Peñas ist ein stattliches Dorf, das für einen Archäologen eine wahre Fundgrube bedeuten müsste; denn die ärmlichen Häuser sind aus den Steinen und Scherben des uralten Sonnentempels der Aymara erbaut. Die kärglichen Ruinen dieses einst so stolzen Baus in Tiahuanacu und dessen ganze Umgebung hatte ich in früheren Jahren oft durchstöbert und mir bei solchen Streifzügen vorgenommen, Bolivien nicht eher zu verlassen, als bis ich die Verwandtschaft zwischen der ägyptischen und aymarischen Kultur, die sich aus dieser und jener Übereinstimmung ahnen liess, nachgewiesen hätte. Die sagenhafte Insel Atlantik zwischen Afrika und Südamerika stellte in meinen Berechnungen die mutmassliche Kulturbrücke dar.

«Hast du in bezug auf diese Frage Beweiskräftiges feststellen können?»

«Nein! Leider noch nicht. Ich gedenke jedoch später nach Bolivien zurückzukehren und meine Forschungen fortzusetzen. Illusion? Mag sein! —

Nun aber Peñas! Dieser Ort unterscheidet sich nicht allein durch seine ehrwürdigen Bausteine von den andern Indianerdörfern, sondern besitzt seine Eigenart auch darin, dass er ein «leibeigenes» Dorf ist; mit allen seinen Seelen gehört Peñas einem Mestizen, der sich von den Indianern die Hand küssen lässt und von ihnen bedeutende Abgaben einzieht.

In der Finca dieses Mischlings bezogen wir das erste Nachquartier. Vor dem Abendessen ritten wir noch ans nahe Moor, das ‚Pampa de Peñas‘ heisst und uns wie ein richtiges Vogelparadies erschien. Unzählige Wildgänse und Enten strichen sirrend über die Ebene, um sich zu sammeln und dann zu den Schlafplätzen zu fliegen. Nur die Ibis, diese krummgeschnäbelten Schwarzrösche, wateten noch durch die Wassertümpel und schnappten nach kleinen Fischen.

Sterne blinkten auf. Am östlichen Rand des Moors lagen die gelblichgrauen, steppenartig bewachsenen Vorberge der Kordilleren wie Riesenwellen eines erstarrten Meers, und im Hintergrund leuchteten die Gletscher in metallischem Glanz.

Vom Moor stieg kalter Nebel auf und durchnässte die Kleider. Die Ränder der Tümpel überzogen sich langsam mit Eis. Ueberall im Dorf flackerten kleine Feuer auf: die Indianer bereiteten ihr karges Mahl vor den Häusern. Es war Nacht geworden.

Früh am nächsten Tag verließen wir Peñas. Hunde knurrten und kläfften hinter uns her. Die Hütten der noch schlafenden Indianer ragten wie Heuhaufen aus der Dämmerung.

Wir ritten den ganzen Tag durch die immer höher werdenden Vorberge. Als Nachquartier hatten wir Hichucota vorgeschen, das auf unserer Karte als wichtiger strategischer Punkt und zugleich als Kantonshauptort vermerkt war. Was, glaubt ihr, fanden wir in Hichucota? Drei zerfallene, längst verlassene Hütten! Und die Bewohner? Federmause, Eidechsen, Schlangen. Auf dem zerfetzten Strohdach einer der Hütten ruhte der Adler.

Als wir am andern Morgen erwachten, war die Landschaft verschneit. Federleichter Schnee! Zarter weisser Staub, der unter den Hufen der Tiere in Wolken aufstob und uns mit glitzernden Kristallen übersprührte. Mittags war der neugefallene Schnee schon geschmolzen. Wir flossen die Zügel locker, die Mulas suchten sich selbst den Weg. Immer wieder bewunderten wir den sicheren Instinkt unserer Tiere. Sie fanden die besten Uebergänge und durchquerten die Flüsse zuverlässig an den seichtesten Stellen.

Nach dem Durchwaten eines dieser wilden Bergbäche erreichten wir die eigentliche Hochgebirgsregion. Hier schmückten wir unsere Mulas mit den letzten Bergblumen; weiter oben wuchs nur noch der halbdürre Stachelstrauch, der den Tieren hinterlistig die Beine stach. Wir umwickelten diese vorsorglich mit unseren bunten Tüchern und Krawatten — und das sah heiter und festlich aus.

Welche Abwechslung an Bildern der Landschaft! Einmal ritten wir an einem kleinen See vorbei, der zwischen steilen Hängen eingebettet lag. Gletscher hingen bis ins tiefblaue Wasser, das, einem Edelstein vergleichbar, die vom Eis und Schnee zurückgeworfenen Sonnenstrahlen in tausendfältigen Reflexen brach.

Dann gelangten wir wieder in ein geschütztes Hochtal, eine kleine, salzige und mit Grasbüscheln spärlich bewachsene Ebene. Da hauste das Gürteltier und die Eidechse. Wir rasteten eine Weile und ließen die Mulas weiden.

Und wieder ein schimmernder See mit vielen grossen, reiherartigen Vögeln. Es war bitter kalt. Nirgends ein Stück Holz. Wir mussten auf Feuer und warme Mahlzeit verzichten und teilten mit allerlei Getier eine verlassene Hütte als Nachquartier.

Am nächsten Tag erreichten wir den höchsten Pass, die Abra de Vinuhara, die nur ganz selten von Weissen überschritten wird. Fünftausend Meter Höhe! Ein Ausblick von grossartiger Schönheit: gewaltige, mit Eis und Schnee bedeckte Gebirgszüge... in allmäh-

licher Abdachung eine Gipfelkette nach der andern... Gürtel brauner und grauer, von Schneezungen durchbrochener Erde... ferne, gelblichrote Flächen... und ganz in der Ferne, als blosse Ahnung im Hauch blauer Dünste, die Wälder der Yungas.

Brodelnde Nebel stiegen höher und brachen sich wie langsam heranrollende Wogen an den Felsvorsprüngen. Bald war alles in seine dichten Schleier gehüllt.

Plötzlich drang aus den Nebelwolken ein pfeifendes Geräusch. Etwas stieß so nah über uns durch den Nebel, dass wir uns unwillkürlich duckten. Ein Krächzen, ein Fauchen wie das Streichen des Windes durch trockenes Schilf. Der Nebel wurde für einige Augenblicke zerrissen — und wir erblickten drei, vier, nein sechs Kondore! Einer nach dem andern hob sich ohne Flügelschlag langsam und königlich gegen den Himmel — und warf sich jenseits des Passes wieder jäh in die Tiefe. Der Nebel schien sie zu verschlucken. Es war wie ein Spuk.

Wir ließen bald die eisigen Höhen hinter uns und gelangten hinab ins Gebiet des Pasto Grande, der grossen Weide, die etwas Steppengras für die Mulas und eine Hütte für uns bereithielt.

Am nächsten Tag änderte das Bild nach jeder Talbiegung. Langsam wurde das Gras grüner und höher. Plötzlich ein Strauch! Wieder einer. Bald zählten wir sie nicht mehr. Begleitet vom Rauschen eines wild herabstürzenden Bergbachs, stiegen wir in enger Schlucht ununterbrochen abwärts. Die kahlen Wände verwandelten sich in grüne Hänge; warmer Wind, ähnlich unserem Föhn, strich über die Stirn.

Gegen Mittag führte unser Weg längs einer kleinen Ausbuchtung des Tals zu strohbedeckten Indianerhütten. Das war das Bergdorf Challana. Weiber und Kinder umringten uns neugierig; denn selten nur verirrte sich ein Weisser in dieses Dorf. Und gar noch zwei blonde Männer mit blauen Augen! Das mussten Heilige sein! San Antonio und San Diago' hörten wir sie raunen. Wir wurden feierlich bewirtet.

Eine halbe Stunde unterhalb Challana begann der Wald der Yungas. Zuerst vereinzelte Farren und Dornsträucher, ab und zu ein Baum — zuletzt ein richtiger Wald. Steil und wild fielen aber immer noch die Hänge bis zum Bachbett ab. Dürres Holz lag umher, und wir entfachten gewaltige Lagerfeuer, um später in ihrer Glut die erlegten Berghühner und Fasanen zu braten. Auf allen Aesten hockten diese Vögel wie Perlen an einer Schnur dicht nebeneinander.

Tags darauf begegneten wir kurz vor Dämmerung meinem einstigen Gastgeber, dem einsam lebenden Calluhuayu. Er stand mit hoch erhobenen Armen vor seiner alten Hütte und sprach zur Sonne:

„Lluptir auquiy aquinaacan
Lakkatsa jake luriri,
Suma khanam loktasita! —

O Sonne, die du schon die Sonne meiner Urväter warst
und die Wüste zum Blühen bringst,
schenke mir dein Licht und deinen Trost!“

Er erkannte mich sofort und küsste mich zum Beweis seines Wohlwollens auf beide Wangen.

Wir baten Manu, sich in seiner Andacht nicht stören zu lassen, und setzten uns vor der Hütte auf einen Stein. Hoch am Himmel sammelten sich kleine grüne Papageien in wolken Schwärmen, kreisten mit weit ausstreckenden Schwingungen über den Wäldern und prasselten dann plötzlich wie ein Hagelsturm in die Bäume hinunter.

Ein paar Sekunden atemlose Stille... dann das Aufspringen einzelner krächzender Laute... dann ein heftiges Palaver aus Tausenden von Papageienkehlen... langsames Verebben... die Nacht sank über die Yungas.

Wir zündeten neben der Hütte ein Feuer an und brieten die Keulen eines Andenhirsches, den Manu kurz vorher erlegt hatte. Das Zirpen unzähliger Grillen übertönte das Knistern des brennenden Holzes. Satt und glücklich blieben wir beim Feuer.

Nach und nach regten sich die nächtlichen Stimmen der Wildnis. Irgendwo schalt ein aufgescheuchter Vogel; ein Schrei, ein Rascheln, ein leises Quieken und gedämpfte Rufe; plötzlich das heisere Fauchen kleiner Katzen. Vampire umkreisten die Mulas — und über uns wölbt sich der herrlich flimmernde südliche Sternenhimmel. — „Führst du uns morgen zu den Chinabäumen, Manu?“

Ein grunzender Ton, nicht Zusage, aber auch nicht Ablehnung. Abwarten!

Nach dreitägigem Suchen fanden wir den ersten Chinabaum. So selten ist er in den Yungas geworden! Schnöde Gewinnsucht und unverantwortlicher Raubbau haben diesen schlanken, königlichen Baum beinahe ausgerottet.

Der Wald stand sehr dicht; wir hatten uns den Weg durch undurchdringliches Gehölz und Lianengewucher mit der Machete, dem Waldmesser, hauen müssen. Doch nicht nur die Lianenstränge nahmen uns gefangen — weit mehr noch der Anblick der unvorstellbaren Blütenpracht. Feuerfarbene Orchideen in dichten Massen, gelbe und blassrote an zarten Ranken. Da und dort schwieben sie in prächt-

tigen Girlanden von Wipfel zu Wipfel. Plötzlich flamme die Riesenfackel einer scharlachroten Baumkrone auf, dicht mit duftenden Blüten besetzt. Ueberall in den Wipfeln mächtige Farbkleckse: hellblau, goldgelb, zartrot und lilaarben. Bougainvillien, Begonien, die weissen Kelche der Datura und, o Wunder, die heissen Stichflammen der Passionsblume. Diese Düfte! Tausend Insekten durchschwirrten die Blütenwelt und erfüllten den Wald mit Summen und Sirren. Kolibris wirbelten wie bunte Flocken von Orchidee zu Orchidee.

Und mitten in dieser Pracht stand hoch und einsam der Chinabaum. Wir fällten ihn gemeinsam — das Herz tat mir weh. Vergeblich hatten Dr. Martin und ich versucht, den Calluhuayu von solchem Frevel abzuhalten. Er blickte uns entrüstet an: Drei Tage lang einen Baum suchen, dessen Rinde Gewinn verspricht, und ihn dann stehen lassen! —

Wir halfen dem alten Indianer beim Abschälen der Rinde. Auch diejenige der kleinsten Zweige liess er nicht zurück. Sorgfältig klopfte er sie weich und konnte sie dann leicht vom Holze lösen. Die innere Fläche der Rinde war glatt und von schöner Zimmitfarbe. Manu war zufrieden.

Später schwang jeder von uns einen der mit Rinde gefüllten Säcke auf den Rücken; wir traten den Rückweg an. Immer wieder stiessen wir auf dicht überwachsene Ueberreste langer, niederer Mauern. Manu erklärte uns, dass diese die letzten Spuren einer Inkastrasse seien, einer Heerstrasse, die das alte Volk benutzt hatte, um die wilden Stämme der Yungas in Schach zu halten. Wie oft schon hatte ich in Bolivien und Hochperu ähnliche Mauern gefunden! Und jedesmal hatte ich an die Ueberreste alter Römerstrassen in Europa denken müssen... Römer und Inkas!

Unter der ungewohnten Last müde geworden, erreichten wir am Abend eine Lichtung; an munter plauderndem Quell stand dort eine Hütte. Hohes, saftig spriessendes Gras bot friedlich weidenden Bergschafzen Nahrung; in allen Perlmuttfarben schillernde, grosse Schmetterlinge gaukelten von Blüte zu Blüte.

Die Nacht deckte das kleine Paradies inmitten der Yungas zu, und Manu erzählte am Feuer von der Schöpfung des ersten Menschen, der ein Aymara gewesen:

„Am Fuss der ewigen Anden lag eine liebliche Wiese, umringt von fruchteschweren Bäumen und bedeckt von herrlichen Blumen. Die Lüfte waren von allen Vogelarten, vom winzigsten Chsichi llanc jama-chlii — dem Kolibri — bis zum Kondor belebt. In den Wäldern hausten die Tiere, von der kleinsten Ameise bis zum mächtigen Elefanten. In den klaren Bächen schwammen Fische aller Grössen. Herrliche Düfte berauschten alle Lebewesen, süsse Quellen erlaubten sie, und die Wiesen und Wälder spendeten reiche Nahrung. Glück und Freude und Sanftmut wohnten auf der Wiese, und die Vögel sangen mit dem kosenden Wind und dem Bächlein um die Wette. Doch der König der Erde, der Mensch, fehlte noch; und der Schöpfer sprach:

„Hatham: nayahua, llulluchnyma mata lursma. — Hatham, ich schenke dir das Leben und ein Herz voll Zärtlichkeit. Du sollst deinen Schöpfer ehren und fürchten; die Natur aber sei dir untertan.“

Vor Ehrfurcht bebend, warf sich Hatham zur Erde und stammelte die ersten menschlichen Laute, die Sprache der Aymara:

„Juman munanama quiy hiraspan, tatay. — Ich gehorche deinem Willen, o Schöpfer!“

„Hatham... Adam... diese Aehnlichkeit!“ warf Dr. Martin ein. „Merkwürdig... auch hier der gleiche Mythos von Hatham und... sag uns, Manu, wie hieß denn Hathams Weib?“

„Hihua“, antwortete Manu. Und nach gedankenvollem Schweigen: „Sie brachte Unheil über die liebliche Wiese und über ihre eigenen Nachkommen, das Volk der Aymara...“



Für Blutarme und Bleichstüchtige, nach Krankheit, Operation, Wochenbett den bewährten Blutbildner **Biomatz** mit Eisen

**Hydrophile Gazebinden und Verbandwatte
Sterile und imprägnierte Gazekompressen
Dreieck- und Vierecktücher
Verbandpatronen und Verbandklammern
Dura-Gipsbinden - Nova-Idealbinden
Vindex- und Combustol-Binden bei Verbrennungen**

Der Einkauf von
Verbandstoffen
ist Vertrauenssache

Achten Sie stets auf die
FLAWA-Garantiemarke



FLAWA Schweizer Verbandstoff- und Wattefabriken AG. Flawil

Lange noch sassen wir am verglimmenden Feuer. Welch wundervolle Nacht! Wir kauten Koka und hingen unseren Gedanken nach. Wir fühlten die Freundschaft des Calluhuayu.

Deshalb wohl begann Dr. Martin vom Papayabaum zu reden. Stockend tastete er voran. Erst schwieg Manu beharrlich. Dann erhob er sich, spuckte zornig den Kokaknäuel in die Nacht und verschwand in der Hütte. Der Zauber des kleinen Paradieses war jäh gebrochen.

Am nächsten Morgen kehrten wir zu Manus eigener Hütte zurück. Dort halfen wir ihm, aus Palmblattstielen Hürden zu bauen, auf denen er die Chinarinde zum Trocknen ausbreitete. Darunter entfachten wir ein niederes, rauchloses Feuer. Wir gaben acht, dass die Flammen nicht allzu hoch schlugen, da eine zu hohe Temperatur die als Heilmittel wirksamen Chinin-Bestandteile der Rinde zerstört hätte.

Noch gleichen Tags nahmen wir von Manu Abschied...“

Der Erzähler in unserem Truppenkrankenzimmer sannträumerisch vor sich hin. Dann raffte er sich plötzlich auf: „Wie spät ist es aber unterdessen geworden! Nun muss ich gehen.“

„Noch eine Frage, Röthlisberger! Wie wird aber drüben in Java die Chinarinde gewonnen?“

„In Java? Ach, dort gibt es ganze Kulturen. Bei der Gewinnung kommen zwei Verfahren zur Anwendung. Entweder richtet man den Niederwaldbetrieb ein, indem man die Bäume sechs bis acht Jahre alt werden lässt und dann etwa 15 cm über dem Boden abschlägt; bald darnach entsteht ein kräftiger Stockauswuchs, mit dem man nach fünf bis acht Jahren in gleicher Weise verfahren kann. Oder man zieht den lebenden Bäumen der Länge nach etwa 4 cm breite Rindenstreifen ab. Die Wunden werden sorgfältig mit einem Schutzmittel — meist Moos oder Lehm — bedeckt. Darunter wächst eine neue, noch alkaloidreichere Rinde.“

„Von der Finca des Schweizers hast du uns noch nichts erzählt!“

„Genug! Genug! Die kommt das nächste Mal an die Reihe. Adieu!“

(Fortsetzung folgt.)

La reconnaissance des petits Français envers le Secours aux enfants

Nous ne cessons de recevoir à nos secrétariats du Secours aux enfants, des lettres d'enfants étrangers touchantes et naïves. Non seulement elles émeuvent notre cœur, mais elles troublent notre conscience.

Ce ne sont pas des plaintes, que nous pouvons y lire, mais des remerciements adressés à nous, les bien vêtus, les biens nourris, qui ne nous levons guère de la table sans être rassasiés.

Ces enfants nous remercient, les uns, par ce que nous leur servons, une fois par semaine, un repas convenable, les autres, parce qu'ils ont trouvé, dans une colonie du Secours aux enfants, l'abri et le couvert.

Ces mots ingénus sont pour nous un don bien plus grand que celui de pain et de lait que nous avons pu faire, grâce à la générosité de notre population.

Ces enfants nous rendent infiniment plus que nous leur donnons: ils augmentent la foi que nous devons avoir en notre travail afin de le poursuivre avec plus d'efficacité encore.

«Sans la Suisse, nous souffririons beaucoup, grâce à son secours nous souffrons moins» écrivent-ils. A ces petits Français, si la vie s'est montré inclément en les privant de la nourriture essentielle à